Zeitschrift: Revue internationale de théologie = Internationale theologische Zeitschrift = International theological review

Band: 8 (1900)

Heft: 32

Artikel: Das antike und das moderne Glaubensprinzip

Autor: Langen, J.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-403488

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DAS ANTIKE

UND DAS

MODERNE GLAUBENSPRINZIP.

Eine Religion in ihrer ersten Blütezeit hat keine Dogmatik. Ihre Dogmatik entsteht erst, wenn man ihre Lehren in ein System bringt. Christus war weder Professor der christlichen Dogmatik, noch hat er Schriften hinterlassen, in denen er sich systematisch über seine Lehren verbreitete. Der erste Dogmatiker des Christentums ist der Apostel Paulus gewesen, der aber auch nur die grossen Grundideen desselben bearbeitete, welche in der apostolischen Zeit die brennenden Fragen bildeten. Ein vollständiges System der christlichen Theologie zu liefern, kam ihm nicht in den Sinn.

Die ersten, welche heidnische, jüdische und christliche Elemente zu einem System zu verarbeiten suchten, waren die Gnostiker, welche auch die ältesten Kommentatoren neutestamentlicher Schriften, speciell des Johannesevangeliums gewesen sind. Sie provozierten den Gegensatz in dem christlichen Lehrsystem. Lange Zeit wogte der Kampf zwischen beiden Systemen; namentlich Kleinasien schwebte in Gefahr, gnostisch statt christlich zu werden. Da war es vor allem nötig, die Entscheidung subjektivem, trügerischem Ermessen zu entziehen und auf festen, unwandelbaren Boden zu verpflanzen. Jetzt bedurfte man einer Glaubensregel, nach der man den wahren christlichen Glauben von dem willkürlich später erfundenen zu unterscheiden vermochte. Welche andere konnte dies sein, als die apostolische Lehrverkündigung, die sich als die göttliche Offenbarung an die ganze Menschheit einführte? In diesem ihrem Charakter lag es begründet, dass nichts hinzuzufügen und nichts davon abzuziehen war, weil kein Mensch über göttliche Mitteilungen Gewalt hat.

So einfach blieb denn auch die christliche Dogmatik, bis man Spekulationen griechischer Philosophen mit derselben verband. Seit der konstantinischen Zeit wurde es schwieriger, die theologische Schulweisheit von der geoffenbarten Lehre zu unterscheiden. Aber man blieb sich doch immer bewusst, dass menschliche Gedanken den göttlichen Geheimnissen nicht gleichgeachtet werden dürften, selbst wenn man sie für richtig hielt. Man fand sich darum auch nicht kirchlich gebunden durch irgend welche dogmatische Spekulationen. Nur die einfachen apostolischen Lehren durfte man nicht verletzen, wenn man ein Christ bleiben wollte, gleichgültig, welcher Schule oder Richtung man angehörte. So ging es durch die grossen und langwierigen dogmatischen Kämpfe der byzantinischen Zeit hindurch, ohne dass Verketzerungen im spätern Sinne stattgefunden hätten. Wer den Versuch gemacht hätte, jemand zu verketzern, der von der Lehre der Kirche nicht abwich, wäre selbst als Ketzer gebrandmarkt worden, weil er eine neue, also verkehrte Kirchenlehre aufbringen wollte.

Erst als im Abendland die verschiedenen Mönchsschulen entstanden, von denen die eine die andere zu überbieten trachtete, begann die gegenseitige dogmatische Verkleinerungssucht, also die Verketzerung üppig ins Kraut zu schiessen, indem die wissenschaftlichen Fragen mehr in den Hintergrund traten und es sich hauptsächlich darum handelte, wer kirchlich der Sieger blieb. Das brachte Ansehen, einträgliche Stellen, reiche Stiftungen, überhaupt irdischen Gewinn in jeder Beziehung. Der Orient hat die abendländische Verketzerungssucht wegen kleinlicher Unterschiede in der theologischen Spekulation nicht gekannt, weil ihm zahlreiche, miteinander streitende Mönchsorden fremd blieben.

Den Höhepunkt erreichte naturgemäss dieses ärgerliche Treiben, als in massloser Herrschsucht Ein Orden den ganzen Einfluss über die kirchliche Lehre an sich reissen und nichts anderes neben sich dulden wollte. Über die äussern Gewaltmittel der Dominikaner bei der Inquisition verfügten die Jesuiten nicht; aber ihre Intriguen in der Verfolgung ihrer Gegner reichten weiter und verbreiteten womöglich mehr Unheil als die Marterwerkzeuge jener. Zeugen hiervon sind die Siege, die sie im Laufe der Zeit über den weit mächtigern, ältern Bettelorden davontrugen.

Sobald aber einmal die Bahn der Verketzerung beschritten war, wurden auch die dogmatischen Prinzipien erweitert. Man blieb nicht bei der Lehreinfachheit der alten Kirche stehen, sondern dehnte den Begriff der Offenbarung auf eine Menge von Dingen aus, mit denen die Väter sich entweder gar nicht beschäftigt oder die sie dem beliebigen Dafürhalten eines jeden überlassen hatten. Die Apostellehre genügte nicht mehr für die Dogmatik, das Neue Testament galt nicht mehr als die einzige Glaubensquelle, ausreichend für alles, was notwendig zu wissen zum Seelenheile war, und nur durch die Tradition erläutert und bestätigt wurde, sondern es gab nun vermeintliche Heilswahrheiten, die gar nicht in der Bibel standen, zu deren Kenntnis man der Tradition bedurfte als nicht bloss einer erläuternden, sondern auch ergänzenden zweiten Quelle. Diese Quelle schuf man sich erst im Mittelalter, welches überhaupt das Prinzip der Unveränderlichkeit der Lehre nicht festhielt. Dass Schulmeinungen zu Dogmen „erhoben“ werden könnten, war eine der alten Kirche fremde, ganz neue Entdeckung.

Es konnte nicht fehlen, dass man für diese erweiterte Dogmatik auch neue Organe der Feststellung bedurfte. Benötigte man in alter Zeit zur Fixierung bestrittener Dogmen grosser Synoden, oder gar des gewaltigen Apparates ökumenischer Konzilien, so war dies bei dem ausgedehnten Offenbarungsbegriff nicht angängig. Man musste die dogmatische Prozedur vereinfachen. Die römische Kurie vertrat das allgemeine Konzil, und was sie mit dem Papst entschied, galt als massgebend für die ganze Kirche.

Aber dem jesuitischen Absolutismus genügte diese Vereinfachung noch nicht. Der Eine Papst liess sich leichter beeinflussen, als eine vielköpfige Behörde mit vielen Sinnen. So spitzte sich die Entwicklung immer mehr monarchisch zu, bis das in der alten Kirche ganz unbekannte System des dogmatischen Mechanismus auf dem vatikanischen Konzil vom Papste selbst gekrönt wurde.

Um die Übersichtlichkeit nicht zu stören, haben wir keine Beweisstellen beigefügt. Wir wollen dies aber nun nachträglich thun in einer Zusammenstellung, welche die verschiedenen dogmatischen Perioden drastisch wird hervortreten lassen.

Als Vorbild für die Glaubensbekenntnisse galt in der ältesten Zeit der Ausspruch des Apostels Paulus (Gal. 1, 8): Wenn wir

oder ein Engel vom Himmel euch anders predigen würden, als wir euch gepredigt haben, so sei er verflucht. Die mündliche Predigt der apostolischen Zeit verwandelte sich später in die schriftliche, wie sie im Neuen Testament niedergelegt war. Dass die Kirchenväter dies so verstanden und in diesem Sinne die Sufficienz der Bibel lehrten, welche nach der Norm der Vorfahren erklärt werden müsse, habe ich vorlängst durch viele Beweisstellen nachgewiesen (Die Kirchenväter und das Neue Testament, Bonn 1874, S. 4 ff.).

Hieraus erhellt aber auch, wie sehr Vincenz von Lerin im Rechte ist mit seiner Forderung des dogmatischen Konsensus. Die apostolische Predigt, die Lehre des Neuen Testaments, die übereinstimmende Überlieferung der Väter decken sich hinsichtlich der Dogmen. Man hat allerdings an scheinbar widersprechende Thatsachen erinnert. Das auffallendste Beispiel dieser Art soll die Lehre von der Gottheit Christi sein. Lange vor dem Arianismus soll dieselbe in der Kirche vielfach bestritten worden sein, ein Konsensus also in dieser Fundamentalfrage nicht existiert haben, bis durch den Eifer des Athanasius die Schulmeinung des ὁμοούσιος zum Dogma „erhoben" worden sei. Allein es ist nur scheinbar so. Denn als Arius mit der Lehre von der Geschöpflichkeit des Logos auftrat, erhob sich beinahe die ganze Kirche gegen ihn. Kontrovers war bis dahin nur gewesen, ob der Sohn dem Vater gleichwesentlich oder nur wesensähnlich sei, dem Vater untergeordnet, aber doch göttlicher Natur. Man stritt also nur um eine dialektische, nicht eigentlich um eine dogmatische Frage, weil man die Gottheit des Sohnes nicht leugnen wollte. Klarheit kam erst durch das ὁμοούσιος in die Sache; aber die frühern Subordinationisten dürfen durchaus nicht mit den Arianern auf Eine Linie gebracht werden, welche eine neue Lehre über den Logos ersannen, während jene über seine Gottheit nur dialektisch unklar dachten. Das war also etwas ganz anderes, als die „Erhebung" der Schulmeinung der Gottheit Christi zum Dogma. Etwas so Ungeheuerliches kannte man damals noch nicht.

Dies kam erst auf, als die Theologie in die Hände der abendländischen Mönche geriet. Das bekannteste Beispiel dieser Art ist die Lehre von der unbefleckten Empfängnis Marias. Niemand in der alten Kirche kam diese Spitzfindigkeit in den Sinn. Man begnügte sich mit den namentlich im Orient

überschwenglichsten Lobeserhebungen der jungfräulichen Reinheit der Gottesmutter, ohne dabei an die Bewahrung vor der Erbsünde zu denken. Aber in der Zeit der Scholastik fingen die Mönche auch darüber zu spekulieren an, wie weit die Reinheit, resp. die Freiheit von der Sünde sich bei Maria erstrecke. Und während nun die Franziskaner hierfür gar keine Grenze annahmen, kannten die Dominikaner doch nur Einen absolut sündelosen Menschen, den Gottmenschen Jesus Christus. Die Franziskaner ruhten aber nicht, ihre Ordensdoktrin immer mehr zu verbreiten und emporzubringen. Sie hatten damit schon viel Glück gehabt, als sie im 16. Jahrhundert einen mächtigen Bundesgenossen an der Gesellschaft Jesu fanden, die alles mitmachte und beförderte, was zur Glorifizierung der Madonna diente, weil sie dadurch das frömmelnde Volk, besonders das Frauengeschlecht, für sich gewann. So ging es weiter, bis 1854 das einzigartige Ereignis eintrat, dass Pius IX. die Schulmeinung von der unbefleckten Empfängnis für die ganze Kirche zum Dogma „erhob“ und erklärte, dass jeder, der nicht daran festhalte, vom christlichen Glauben abgefallen sei.

Minder feierliche Lehrentscheidungen wurden im Mittelalter von den päpstlichen Behörden getroffen ohne Umfrage bei den Bischöfen, weil dies namentlich bei den damaligen Verkehrsmitteln zu umständlich gewesen wäre. Aber von dem Papste bestätigt, galten sie als allgemein verbindlich und unwiderruflich. So war die päpstliche Unfehlbarkeit vorbereitet und eingeleitet. Ohne die Mönchsherrschaft in der Kirche hätte niemand daran gedacht. Nun aber fehlte es weder an den treibenden Mächten, noch an den Mitteln der Verbreitung unter die Völker. Es bedurfte nur noch eines gewaltigen Anstosses, und die altkirchlichen Glaubensprinzipien waren in Vergessenheit gebracht und ein neues System an die Stelle gesetzt. Das semper, ubique et ab omnibus wurde und wird nun für falsch erklärt, die Möglichkeit wird offen gehalten, dass eine Schulmeinung oder eine ganz moderne Erfindung für eine Offenbarung ausgegeben wird, die früher, selbst den Aposteln, unbekannt gewesen sei.

Das alte Glaubensprinzip, welches bis auf Irenäus und Tertullian zurückging, konnte freilich in der Kirche nicht erlöschen, weil es sachlich zu tief begründet war. Selbst in der Zeit der Jesuitenherrschaft tönte die Idee der unwandelbaren Über-

lieferung immer nach, und der daraus sich ergebende Satz des Vincenz von Lerin von dem immer, überall und von allen. Zu einem Dogma erforderte man in der Kirche den Konsensus, auch den aller Zeiten, nicht bloss den der Gegenwart. Ganz übereinstimmend lehren dies z. B. um die Mitte des 16. Jahrhunderts der Deutsche *M. van Aech,* Christlicher Bericht, C. 2, indem er sagt, die Schrift sei zu erklären nach der Deutung der Väter aller Orten und Zeiten; und der spanische Dominikaner *M. Canus,* indem er in Abrede stellt, dass die Kirche neue Offenbarungen empfange, vielmehr ihr die Pfticht auferlegt, die Urkunden der Vorzeit zu erforschen (De loc. theol. II, 7). Speciell spricht er der Lehre von der unbefleckten Empfängnis Marias die Fähigkeit ab, jemals Dogma zu werden, weil sie sich weder aus der Schrift noch aus der Überlieferung beweisen lasse, und dabei den Grundsatz aufstellt, dass man bezüglich der Dogmen bei dem consensus patrum zu bleiben habe (l. c. VII, 3).

Diese festen Grundsätze wurden aber in der neuern Zeit teils wankend gemacht, teils geradezu umgestossen, namentlich durch die Scotisten und die Jesuiten. Der sehr gelehrte, aber eben so unkritische Jesuit *Gretser* († 1625) bestreitet nach der *communior theologorum opinio,* dass noch neue Offenbarungen an die ganze Kirche ergingen (Op. VII, 877). Und der Minorit *Dupasquier* äussert (Summa theol. Scotist. Patavii 1706, V, 592), Gott könnte durch den Papst neue Wahrheiten offenbaren, aber das geschehe in der Regel nicht.

Mit den philosophischen Anschauungen mancher Theologen, wie *Occam, d'Ailly, Gerson,* hing es zusammen, wenn sie meinten, vieles sei später in der Kirche geoffenbart worden, was die Vorfahren nicht gewusst hätten.

Dem 16. Jahrhundert aber war es vorbehalten, besonders im Gegensatz zum Protestantismus, die festen Prinzipien der alten Kirche zu beseitigen und dogmatische Willkür an die Stelle zu setzen. So lautet die 16. These des berüchtigten Dominikaners *Tetzel,* die Kirche halte vieles als katholische Wahrheiten fest, was weder in der Bibel stehe, noch von den ältern Lehrern aufgestellt werde. Desgleichen lehrt *Bertholdt* von Chiemsee (Teutsche Theol. XIV, 12), die Kirche finde in der hl. Schrift Lehren, die bis dahin verborgen gewesen. Die Lehre vom Fegfeuer, vom römischen Ablass sei erst nachmals darin gefunden worden. Es könnten noch weitere Lehren uns

gegenwärtig ganz verborgen sein, die später darin entdeckt würden. Der Löwener Theologe *Driedo* vertritt dieselbe antipatristische Anschauung: Die Kirche kann vermöge des in ihr wohnenden hl. Geistes lehren, was bis dahin verborgen war und zur Wahrheit des Glaubens gehörte, aus der Schrift stammend oder den apostolischen Traditionen, die uns überliefert wurden oder anderweitig geoffenbart worden sind (de translat. script. II, 3). Wiederum: manches ist jetzt durch die hl. Schrift klar, was früher nicht so war, darum jetzt häretisch, was früher bezweifelt werden durfte. Die Kirche hat jetzt entschieden, dass Maria nach der Geburt Jungfrau geblieben sei, wovon nichts in der Schrift steht (de dogmat. variis IX, 1). So hat die Kirche viele neue Glaubenslehren, die einst verborgen waren, ins klare gebracht (l. c. IV, 6). Der Domherr am Lateran *Majoranus* (auch im 16. Jahrhundert) verweist noch auf andere Beispiele, um zu dem Ergebnis zu kommen, dass manches noch nicht definiert sei, was es später vielleicht würde. So die absolute Körperlosigkeit der Engel, die unbefleckte Empfängnis Marias. Die Apostel hätten nicht gewusst, ob das Christentum auch für die Heiden bestimmt sei, bis Petrus die bekannte Vision gehabt habe. Die Abschaffung des mosaischen Gesetzes sei den Aposteln verborgen worden. Die Frage wegen der Ketzertaufe sei offen geblieben bis zu den Päpsten Cornelius und Stephanus. Wer noch alles behaupten wollte, was bei Irenäus, Lactanz, Hilarius, Ambrosius stehe, der sei ein Ketzer (Clypeus militantis eccl. III, 8).

Am eingehendsten äussert sich in diesem Sinne der spanische Minorit *Alphonsus de Castro* (adv. hær. I, 2): Wie der einzelne Mensch wächst in der Erkenntnis, so auch die Kirche, indem Gott sie täglich vollständiger erleuchtet. Wenn also das Konzil von Laodicea den Kanon nicht ganz so festsetzte wie wir, so beweist dies nichts gegen die Richtigkeit der kirchlichen Lehre. Im Anfang der Kirche war, die Apostel ausgenommen, nur wenig Licht vorhanden. Wir spätere wissen viel mehr. Darum darf man nach erfolgter Definition nicht mehr zweifeln über Dinge, die früher bezweifelt werden durften. So zweifelten früher einige, ob das Buch der Weisheit von Salomo verfasst sei, andere, ob Tobias oder Judith kanonisch seien, andere, ob der Hebräerbrief von Paulus stamme, oder ob der Jakobusbrief von diesem geschrieben worden, andere hin-

sichtlich der Apokalypse. Jetzt dürfe man daran nicht mehr zweifeln, weil die Kirche später, vom göttlichen Geiste mehr erleuchtet, die genannten Bücher besser beurteilt habe. Die päpstlichen Dekretalen seien aber der Bibel nicht gleichzustellen, indem sie noch unter den Konzilsdekreten ständen, wie wenigstens die bessere Meinung laute. I, 5: Was nicht aus der hl. Schrift bewiesen werden könne, sei nur aus der Überlieferung der Gesamtkirche zu ermitteln. Solche Überlieferungen oder Definitionen, wenn sie auch biblisch nicht zu belegen seien, hätten doch dieselbe Autorität wie die Bibel. Woher wisse man denn sonst, dass die vier Evangelien echt seien, und so vieles andere?

Hier stehen sich also zwei sich widersprechende dogmatische Anschauungen gegenüber: Die altkirchliche und die mittelalterlich-moderne, namentlich von den Jesuiten gepflegte, die für ein Dogma den Konsensus der ganzen Kirche aller Orten und Zeiten nicht mehr verlangte und damit die Unveränderlichkeit der Lehre, d. h. also das Wesen der Offenbarung preisgegeben hatte zu gunsten hierarchischer Willkür.

Kann es wundernehmen, dass nach dem vatikanischen Konzil diese unkirchliche Auffassung die üppigsten Blüten trieb und man den in früherer Zeit so gepriesenen Satz des semper, ubique et ab omnibus geradezu für falsch erklärt?

J. Langen in Bonn.